

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 29.

Grand Island, Nebr., 11. Juni 1909. Zweiter (Theil.)

Nummer 42.

Im Land der Sehnsucht.

Von Margarete Sasse.

Im Land der Sehnsucht bin ich aufgewacht —
Der wehen Sehnsucht und der süßen Träume,
Durch deren dämmernd grenzenlose Räume
Ein Strom von Licht und Duft und Farben lacht.

Halbhohe Rosen still vorübergleiten,
Wie leichte Inseln in dem weichen Wind;
Die Inseln meiner stillen Seligkeiten,
Die selig wurden, weil sie ewig sind.

Vom Morgen bis Abend.

Stiz von Elise Kraft.

Sie las den Brief, der in früher Morgenstunde vor ihrem Platz auf dem Frühstückstisch gelegen hatte, einmal, zweimal und zum dritten Male. Dann stieß sie sich mechanisch über die Augen, blickte sich suchend in dem hohen, eleganten Speisezimmer um und wußte doch nicht, ob sie wache oder träume.

Es war sehr still in dem großen Raum. Der Hausherr war für einige Tage geschäftlich verreist, die Kinder in der Schule, und der Jüngste, der kleine dreijährige Gerb, noch oben im Kinderzimmer bei der Wärterin und ... Hilde ...

Jetzt schluchzte Frau Melanie wirklich auf. Mit brennenden, angstvollen Augen blickte sie zur Thür, vor jedem Geräusch zuckte sie zusammen und fürchtete, daß Hilde käme. Hilde, ihr geliebtes ältestes Kind, von dem nur ihr Gatte und sie selber wußte, daß es nicht ihr Kind war. Und noch einer ... der, der diesen Brief geschrieben, und der größere Rechte an Hilde hatte, weil er der Vater war. Derselbe Mann, der einst nach dem frühen Tod seiner jungen Frau mittellos und verbittert in die weite Welt gegangen war, niemals sich um die Heimath, um sein Kind gekümmert hatte, froh, daß es so gut verfort war in dem reichen Hause.

Und nun das ... das! Nun mit einemmal seine väterlichen Rechte brutal und egoistisch aufs Papier gesetzt ... und also dante ich Ihnen verbindlich für Ihre bisherige Fürsorge, und hole mir meine Tochter persönlich herüber in mein Haus, aus dem mir die Frau fortgestorben ist, und vier wilde Kinder mütterlos der großen Schwester haren.

Ihre heißen Augen wanderten weiter, da ... da standen ja noch ein paar Zeilen feilwärts, flüchtig, undeutlich hingetrübelt mit der verschönten Handschrift eines nüchtern und kleinlich denkenden Menschen: „Ich schide diesen Brief von Hamburg aus, wo mein Schiff heute eingelaufen ist. Ich werde mich einen Tag hier aufhalten und gebente Dienstag bei Ihnen zu sein, um Mitternacht mit meiner Tochter wieder abzureisen. Bereiten Sie Hilde vor ...“

Dienstag, das war morgen, und Mittwoch war übermorgen, und dann ... dann ... es war ja Wahnsinn! Sie würde diesem Menschen ins Gesicht lachen, sie würde an Hermann telegraphieren, daß er sofort käme und diesem reichgeordneten Amerikaner sein Haus verschloße, sie würde ... doch nein, was sollte sie denn? ... Der Mann hat ja ganz recht, Hilde war seine Tochter, er konnte sie ohne jede Erlaubnis zwingen, mit ihm übers Meer zu reisen, so lange sie minderjährig war ...

Vielleicht war es unrecht gewesen, daß man das Mädchen so lange in dem Glauben gelassen hatte, es gehöre ins Haus wie alle anderen, es wäre die älteste Tochter der liebenden Eltern, die vergötterte Schwester der Kleineren ... vielleicht war es Sünde ...

Frau Melanie sah wie gebrochen in ihrem Stuhl. Nein, sie würde diesen Menschen nicht auslachen, wenn er morgen kam. Sie würde nicht an Hermann telegraphieren, sie würde ... ja, was würde sie denn eigentlich? Ihr großes, zartes, ahnungsloses Kind ans Herz nehmen, ihm leise, behutsam erzählen, wer seine Mutter gewesen, wer sein Vater, und daß es nun das Meer sehen sollte ... die schöne, weite Welt, auch in ein schönes Haus, auch zu Geschwister käme ... barmherziger Gott, was konnte

das für ein Haus sein, das dieser Mann, an dessen Willkür ihre arme Freundin gestorben war, sich im fremden Lande gegründet hatte?

Da ... ein Kinderlachen auf der Treppe. Das war Pupi, das Nesthäkchen, nun ein klingendes Mädchenslachen ... das war Hilde, die den Jungen gewiß wieder die steile Wendeltreppe in dem alten Patrizierhause heruntertrug.

„Da hast du den Langschläfer, Mamachen. Er wollte sich natürlich mal wieder nicht von Mädchen waschen lassen.“

„Nun hast du's gethan und auch wieder den schweren Jungen die Treppen hinuntergetragen, das sollst du doch nicht, Kind!“

Hilde lachte, obwohl ihr der Athem schwer ging, und in dem schmalen, feinen Gesichtchen heizte, rothe Flecke waren.

„Solch Knirps, den spür' ich gar nicht! Was ... was hast du denn, Mamachen ... hast du gemeint?“

Hilde flog ganz erschreckt auf die Mutter zu.

„Wie siehst du denn aus ... was ... ist denn?“

„N ... nichts“, lächelte Frau Melanie, indem sie ihre Finger trampfhaft um den knisternden Brief in ihrer Kleidermappe preschte. „Ein bißel Kopfschmerz, der Sturm heut' Nacht hat mich aufgeregt, weil Papa nicht da ist!“

„Er bleibt ja diesmal nur acht Tage, Mamachen!“

Die blasse Mädchenhand glitt lieblos über die Frauenvaage.

„Ich kann mir's ja denken, wie froh er immer ist, wieder heimzufahren. Mein halbes Jahr in der Pension ... Mamachen ... ich bin kein ungemachtes Kind, wie du meinst, wenn ich wirklich ein ganzes Jahr hätte wegzubringen müssen, wäre ich gestorben. Es war ja oft sehr hübsch und lustig. ... ja ... aber das waren alles Mädchen, die keine Mutter mehr hatten, oder kein richtiges Zuhause ... die wissen ja nicht, was Heimweh ist. Das sind die Kermiten trotz aller Lustigkeit ... Sagtest du was, Mamachen?“

„N ... nein“, flüsterete Frau Melanie baltlos. „Geh' heut' lieber nicht zur Klavierstunde, Hilde, der Sturm ist zu stark, ich glaube sogar Ostwind ...“

„Aber, Mamachen, wenn die Kinder zur Schule sind, kann ich doch auch zur Stunde.“

„I ... ja ... aber du hast in der letzten Zeit gehustet! ... du bist doch so heiß ...“

Frau Melanie stotterte ganz jämmerlich.

Hilde wollte sich todlachen, und der kleine treisichte vergnügt mit.

„Ich bin gar nicht heiß, süß mal ... beinah kalt ...“

Und sie preßte die Wangen so dicht gegen die der Mutter, daß Frau Melanie unwillkürlich zugriff und das Mädchen festhielt, als könne man es nimmer von ihr reißen.

„Du bist heiß, Mamachen, armes Geliebtes, nächste Nacht schloße ich in Papas Bett neben dir ... ja ... dann fürchtest du dich ... doch nicht mehr?“

Und lachend, glücklich, ließ sie fort zur Klavierstunde.

Die Kinder kamen aus der Schule, Hilde lachte und tollte mit ihnen, alles war wie sonst ... man sah bei Tisch, die Kleinen schwägten wie immer, und doch, und doch ... es war alles, alles verändert vor den brennenden Augen der Hausfrau.

„Nach Tisch sagst du's“ nahm sie sich vor, „nach Tisch, wenn der Kleine schläft, und die anderen oben in den Räumen ihre Schularbeiten machen, ruffst du Hilde. Nimmst sie fest in den Arm dabei, ganz so, wie früher das zarte, zärtliche Kind auf den Schooß und sagst es ihr ...“

Nun war es nach Tisch. Frau Melanie war geschlächet. Zuerst planlos die Strahlen entlang in der Dämmerstunde, dann mit scheuen Schritten um den Dom am Marktplay herum, zuletzt in die menschenleeren Anlagen des Bürgerwalls hinein.

„Beten“, dachte sie, „beten ist das Beste. Gott wird schon, Gott muß einen Ausweg finden, der mir das Kind läßt, der den Vater beweagt, Hilde ahnungslos zu lassen in ihrer jungen Seligkeit und ihrem Glauben an rechtmäßige Eltern und Geschwister ...“

Sonderbar, wie leicht das Beten war! Sie hatte es eigentlich noch nie so empfunden wie heute. Hatte es beinahe verlernt im Gleichmaß ihres reichen, guten Lebens ... beten! ... Viel rascher, wie sie hergegangen war, kehrte sie heim.

boten ins Bett gebracht, und Hilde, die sich auf das gemeinsame Zimmer mit der Mutter freute, machte so müde Augen, daß Melanie sie ebenfalls früher wie sonst zur Ruhe schickte.

Der Besuch sah noch eine ganze Weile und verabschiedete sich dann von der ungewohnt stillen Hausfrau mit großer Herzlichkeit.

Es war spät geworden, und Frau Melanie fühlte erst jetzt, wo sie wieder allein war, wie elend sie dieser eine Tag gemacht hatte.

Sie las den Brief, der alles veranschaulichte, noch einmal, und ging dann, sich gewaltiam aufraffend, in ihr Schlafzimmer.

„Sie soll noch ruhig schlafen, diese eine glückliche Nacht dabei“, dachte sie entschlossen, „morgen früh, wenn sie neben dir erwacht, ist Zeit genug zum Sprechen ...“

Hilde schlief aber nicht ruhig. Sie lag mit offenen, heißen Augen im Bett, hielt die Hände aufeinander gepreßt und schüttelte sich vor Hülten.

Frau Melanie erschrak bestig.

„Hilde“, rief sie.

Der junge Mund wollte sprechen und konnte nicht. Es waren nur heisere Laute, ein kurzes, erkennendes Lächeln: „Mamachen ...“

Die Köchin, die noch auf war, lief mitten in der Nacht zum Arzt.

Als der endlich kam, erkannte Hilde den alten Freund des Hauses nicht mehr.

„Lungenentzündung“, sagte er topfschüttelnd, „kein Wunder bei dem schärfen Ostwind der letzten Tage. Sie ist ohnedies nicht die stärkste, ganz aus der Art der Wilmanns geschlagen ...“

Melanie stand regungslos und biß sich die Lippen vor Dummheit. Und dennoch, es war plötzlich eine riesengroße Hoffnung in ihr. Wenn Hilde wirklich sehr krank war, Tage, Wochen ... wenn der Mann, der sich die Tochter holen wollte, wieder ohne sie abreisen mußte, vielleicht würde dann alles noch gut, vielleicht verzichtete er dann ganz auf das zarte Kind.

Sie würde es sich mit ihrer Liebe bald wieder gelohnt und kräftig pflegen, würde es noch mehr wie vorher behüten vor jedem Sturm ... ach, Gott, Gott, vielleicht hast du's doch gehört, als ich betete ...“

Er hatte es wohl auch gehört. Nur half er anders, wie Frau Melanie hoffte und wünschte, er hieß das lachende, ahnungslose Kind einfach fortgehen, mitten aus dieser lachenden Seligkeit heraus. Hilde durfte ihre Heimath und Vater und Mutter behalten.

Als der Deutsch-Amerikaner das alte Patrizierhaus betrat, lebte seine Tochter nicht mehr.

„Es ist wohl noch ein Herzschlag hinzugekommen“, erklärte ihm der Arzt, „und sie hat die tödliche Krankheit wohl lange mit sich herum getragen ...“

Keiner in der ganzen Stadt begriff das Anlich von Frau Melanie, als ihr Kind begraben wurde. Troß der in Schmerz erstarrten Augen war ein Zug um den Mund, der fast an ein Lächeln erinnerte, an ein todwundes Lächeln innerer Befreiung ...

Eisberge.

Eine läbliche Anekdote von Henry J. Urban

Es gibt nichts Gefährlicheres und Reizvoller als eine Ozeanreise von New York nach Deutschland im Sommer — besonders auf einem langsamen Dampfer der deutschen Linien. Am blauen Himmel die Sonne, ringsum das grünlichbläuliche Meer. Sie trinken die in der Weltstadt so schändlich mißhandelten Lungen die völlig staubfreie, würzige Seeluft, und die ebenso schändlich mißhandelten Weltstadtnerven werden ruhiger, immer ruhiger. Die Luft, die Meereseinsamkeit und Meerestille, die fröhlichen Gesichter der Mitreisenden wirken gleichsam einschläfernd. Es ist merkwürdig, wie schnell man einnickt, wenn man der Länge nach in seinem Dampferstuhl liegt, im Gespräch mit dem Nachbar oder der Nachbarin oder ein Buch aus der Schiffsbibliothek lesend oder lediglich auf das weite Meer hinausblickend, das bei schönem Wetter so glatt und friedlich wie ein Dorfteich ist. Dazu das gebämpfte, aus der Tiefe heraufklingende, dumpfe, gleichmäßige Stampfen der gewaltigen Maschinen: Rum-di-bum! — Rum-di-bum! Ehe man's merkt, ist man eingeschlafen oder eingennickt. Manche Leute (die hoffnungslos Bläfferten) finden das zum Verzweifeln eintönig. Vor allem der nervöse Yankee rebellirt gegen dieses idyllische Leben an Bord, das ihn zwingt, seinen geliebten Galopp aufzugeben, dafür geruhig auf dem langen Promenadenweg zu wandeln oder gar still

zu sitzen. Er kann beim besten Willen nicht herumjappeln. Höchstens kann er „Shuffle Board“ auf dem Promenadenweg spielen — eine Art Dampferfertigkeitspiel, nur daß wegen der Unstetigkeit des Schiffes die Kugeln durch flache Holzscheiben ersetzt sind. Die stößt der Spieler mit langen Stangen in ein mit Kreide auf das Deck gezeichnetes Viereck, das in kleine, mit Zahlen versehene Felder getheilt ist. Jeden Morgen mal mit Hingebung der Schiffsjunge (gewöhnlich heißt er Karl oder Fritz) dieses Viereck auf das Deck. Oder der Reisende kann Tauringe auf einen Holzspieß werfen. Oder er kann in Rauchsalon Karten, Dame und Domino spielen oder kann Briefe schreiben oder das Klavier im Speisesaal bearbeiten. Mehr kann er aber beim besten Willen nicht machen. Der Mensch mit noch nicht ganz rampantierten Nerven empfindet diese Eintönigkeit gerade als den Reiz der Fahrt und preist seinen Schöpfer dafür. Nur der Marconiapparat hoch oben auf dem Bootdeck, gewöhnlich in der Nähe des Offiziershäuschens, liefert ein ganz klein wenig Nervenkitzel für den Weltstädter. Daher tarzelt er auch unbedingt sobald wie möglich über feile Schiffstruppen hinauf zum „Marconianteil“ und macht seine Bekanntschaft, entweder um sich von dem lebenswichtigen Beamten in die Geheimnisse des Marconisystems einweisen zu lassen und zu erfahren, wie Marconigramme empfangen oder gesandt werden, oder um als alter Kenner drablosige Neuigkeiten zu hören. Viel ist's ja nicht, aber doch besser als nichts. Zum Beispiel: „Wir stehen in Verbindung mit der „Lusitania“ von der Guntardlinie“ oder: „Der Kaiser Wilhelm“ hat sich gemeldet — auf der Fahrt nach New York. An Bord alles wohl. Am Abend gegen 7 Uhr kommt er vorüber, wahrscheinlich ganz nahe auf Backbord“ oder: „Die „Valer“ von der White-Star-Linie meldet Vorsicht. Ein großer Eisberg treibt nach Süden, von Neufundland kommend!“

Das ist einmal etwas! Darüber kann man sich ja wieder mal nach Herzenslust aufregen — zumal wenn der Reisende so ein Ungeheißer noch nicht gesehen hat. Und er stolpert Hals über Kopf die feilen Treppen wieder hinunter auf Deck zur Gattin, Tochter, Bruder oder sonst jemand: „Denkt euch — morgen bekommen wir einen Eisberg zu sehen — einen lebendigen Eisberg, der von Neufundland kommt!“ Darauf freut er sich wie ein New Yorker Kind, dem in Aussicht gestellt wurde, daß es Buffalo Bill sehen werde und Daqallaindianer, die auf der Prairie die Postkutsche überfallen. Ob der Eisberg aber auch wirklich kommen wird? Am nächsten Morgen läuft er aufgeregt auf Backbord herum und wartet auf den Eisberg. Mit dem Feldstecher sucht er unablässig am Horizont herum. Aber er sieht nichts. Den Zweiten Offizier holt er fest und möchte von ihm wissen, ob er den Eisberg noch nicht gesehen habe. „Gewiß — do drüben ist er ja!“ Aber der Weltstädter mit den schwachen Weltstädteraugen findet ihn nicht. Endlich hat er ihn mit Hilfe des Offiziers erreicht, just wie das Konzert der Musikanten auf dem Deck beginnt. Sonst ist ihm das Konzert ein Genusch, den er um keinen Preis verfehlt. Heute hat er nur Sinn für den Eisberg. Rasch nähert sich ihm der Dampfer. Zunächst ist er nichts Besonderes, einfach etwas Weißes, eine Wolke Aehnlichkeit. Dann wird's deutlicher, und nach geraumer Zeit ist es ganz nahe und ein wirklich schwimmender Berg aus Eis. Er hebt sich in prachtvollen Farben (strahlend weiß und hellgelblich in der Sonne, zartblau im Schatten) von dem grünlichbläulichen Wasser und dem blauen Himmel ab, und er sprüht und blüht und funkelt in der Sonne in aber tausend Strahlen, wie wenn er mit Diamanten besetzt wäre. Wie ein mächtiger König des Meeres sieht er aus, gekrönt in einen edelsteinbesetzten gewaltigen Hermelinmantel. Und majestätisch wie ein König kommt er daher. Alle Passagiere genießen das herrliche Schauspiel unter Ausruhen der Bewunderung. Schön und friedlich zugleich sieht er aus, recht wie ein mildes, ältlicher Herrscher, der nur auf die Wohlthat seines unermesslichen Reiches bedacht ist. Der Gedanke hat fast etwas Melancholisches, daß auch seine Herrlichkeit vergänglich ist, sehr vergänglich sogar. Bald wird er auf seiner Fahrt nach Süden in den warmen Golfstrom kommen, der mitten durch den Atlantischen Ozean fließt, und in dessen Wasser wird er rasch dahinschmelzen und zu Wasser werden.

Man kann ihm das sogar wünschen, denn so ganz ungefährlich ist er doch nicht. In der Dunkelheit oder gar im Nebel kann er fürchterliches Unheil anrichten, wenn er nicht frühzeitig bemerkt wird und mit einem Dampfer zusammenstößt. Verschiedene der großen transatlantischen Dampfer sind solchen Zusammenstößen mit knapper Noth entgangen. Das Ungeheißer würde den größten Dampfer gleichsam wie eine Nuß knaden. Ein größeres Unglück dieser Art ist in der Geschichte der Katastrophen des Meeres nicht verzeichnet. Aber wer weiß, ob Eisberge nicht die eine oder andere Katastrophe veranlassen, von der nichts Genaueres bekannt ist? Der Dampfer „Atlantic“ fuhr im April 1873 mit 586 Passagieren an Bord ab, aber er kam nie an, und nie hat irgend jemand ein Wort über sein Schicksal gehört. Der Ozean hat ihn verschlungen. Vielleicht war ihm im Nebel ein Eisberg verhängnisvoll geworden? Aber die Gefahr liegt nicht bloß in einem Zusammenstoß. Die Kapitane wissen ganz genau, daß ungefähr nur ein Neuntel eines Eisberges aus dem Wasser herausragt. Der andere Theil erstreckt sich weit unter Wasser hin, oft ziemlich flach in Form eines Feltes. Da kann es dem Dampfer geschehen, daß er auf diesem unsichtbaren Eisfeld festfährt oder sich ein gewaltiges Loch in den Kumpf stößt. Selbst bei klarem Wetter, am hellen Tage, macht daher der vorfichtige Kapitän einen großen Bogen um den schönsten und mächtigsten Eisberg, der wie ein Palast im Wasser liegt und ganz harmlos aussieht. Er weiß überdies, daß in dem Eisberg, namentlich unter dem Wasser, fortwährend Veränderungen vorgehen, und daß Eisberge die Neigung haben, urplötzlich umzutippen und gleichsam auf dem Kopf zu stehen, wenn das Untergetheil zu leicht geworden ist. Wo kommen die Eisberge her? Natürlich aus der Region des ewigen Nieves: vom Nordpol. Sie sind ursprünglich nichts weiter als gewaltige Stüde, die von einem arttischen Gletscher abgebrochen sind, also Kinder der Nordpolgletscher. Wie ein solches Gletscherkind von Eis sozusagen geboren wurde, beschreibt der bekannte amerikanische Nordpolfahrer Peary sehr anschaulich. Der Vater dieses Eisberges, bei dessen Geburt Peary Peary stand, war der Humboldtgletscher in Grönland. Der Forscher schreibt: „Wir dampften mit einer Geschwindigkeit von etwa vier Meilen dahin. Das Wetter war hell und sonnig. Die Luft war frisch, das Wasser ruhig wie ein Mühlenteich, und über allem war ehrfürchtiges Schweigen. Kleine Berge von Treibeis und große Eisschollen, mit schlafenden Seehunden darauf, trieben vorüber. Verschiedene Polarvögel, wie Eiderenten, Papageitaucher und Wintermöwen, flogen vorbei. — Dann plötzlich unterbrach das große Schweigen ein gewaltiger Knall, der wie der Knall von einem riesigen Geschloß lang. Der donnergleiche Laut weckte ein Echo nach dem anderen, das schwächer und schwächer wurde und zuletzt ganz erstarb. Wir saßen nach dem Gletscher hinüber. Eine riesige Masse von Eis, so groß wie acht Stadthäuser, hatte sich von dem Gletscher losgelöst und rutschte langsam ins Meer, eine ungeheure grüne Wasserwelle aufwerfend, die sich wie eine Mauer unserm Schiff näherte. Die Eismasse, sobald sie im Wasser war, kippte vollständig um und sank und richtete sich dann wieder auf, inmitten eines schäumenden Strudels. Sie sank abermals, um sich von neuem aufzurichten, wiegte sich von einer Seite zur andern, sank wiederum, tauchte wieder auf. Das ging so fort, volle zwanzig Minuten lang. Zuletzt kam Stetigkeit in die gigantische Eismasse, und sie schwamm nun in der Strömung dahin. An einer Seite war eine Erhöhung, die wie ein Thurm ausfas, an der andern schrägte sie sich etwas ab, in der Mitte enthielt sie eine wunderschöne blaue Grotte. So ward der Eisberg geboren.“

Gewöhnlich treiben die Eisberge in einem ganz bestimmten Kurse, zunächst in der Labrador-Strömung an der Küste von Labrador entlang an Neufundland vorbei, dann südwärts. Oft stranden sie wie Schiffe in der Nähe von St. John, in Neufundland, am Ufer. Das kostet dann Tausenden von Fischen das Leben, die von der langhinausgedrehten Eismasse unter Wasser zerquetscht werden und nachher weithin die Oberfläche des Meeres bedecken. Oft auch blockieren die Eisberge den Hafen von St. John und kommen sogar in den Hafen hinein. Für die Schiffe und die Bewohner von St. John (über 30,000) ist das eine große Unannehmlichkeit, denn viele von den Bewohnern ernähren sich von der Kabeljaufischerei.

Der Umfang und die Form der Eisberge sind sehr verschieden. Ein Ozeanfahrer sah mal einen Eisberg, der wie die Kathedrale von Utrecht aussah. Andere erinnern an Kriegsschiffe, Schlösser oder Gebirge, denen der Reisende auf einem Dampfer im Atlantischen Ozean begegnet, sind meist tafelförmig mit ziemlich geraden Wänden, etwa wie Marmorblöde. Genaue Maße des Umfangs von Eisbergen konnten bisher nur von gestrandeten Eisbergen erhalten werden. Peary fand einen solchen Eisberg in der Baffinsbai in einundsechzig Faden Wasser. Er war 12,507 Fuß lang, 11,607 Fuß breit und 153 Fuß hoch, und sein Gewicht wurde auf 1,292,397,673 Tonnen geschätzt. Dr. Hayes maß einen andern Eisberg in der Nähe des Hafens von Teffi Ufal, der in einer Wassertiefe von einer halben Meile lag, 27 Millionen Kubikfuß Eis enthielt und sicher nicht weniger als 2000 Millionen Tonnen wog. Daß noch kein unternehmender Jantter auf den Gedanken gekommen ist, einen ganzen Eisberg einzufangen, nach New York zu bugsilren, dort zu zerfassen und als Kühleis für Küche und Keller zu verkaufen, bleibt unverständlich.

Indianische Mutterliebe.

Eine absolut wahre Geschichte von der lementaren Stärke indianischer Mutterliebe wurde kürzlich aus Port Arthur, Ontario, am Superiorksee, gemeldet. Ueber 200 Meilen nördlich von diesem Hafen entdeckte ein Trapper eine vollständig erschöpfte Indianerin. Sie hatte eine Anzahl ihrer Kinder mit sich und erzählte dem Trapper, daß sie und ihre Kinder fast Hungers gestorben seien. Als sie dann das Gemüme der Kinder, ihren Schrei nach Nahrung, nicht mehr länger mit anhören konnte, schnitt sich die unglückliche Mutter Fleisch aus ihrem eigenen Körper, schlug ein Loch in das Eis des dort liegenden kleinen Sees und benutzte ihr Fleisch als Köder an ihrer Angelhahn, so viele Fische zu fangen, daß deren roh genossenes Fleisch so lange hinreichte, die Kinder und sich selbst vor dem Hungertode zu bewahren. In diesem Zustande fand sie der Trapper, der sie und die Kinder mit passender Nahrung versorgte und nach der nächsten Ansiedlung brachte, wo sich die Familie, namentlich die so aufopferungsfähige Mutter, nun langsam wieder erholt.

Treib' keinen Raubbau mit deinem Geistes- und Körperkräften!

Man liest nicht selten in den Zeitungen, daß angelebene Gelehrte, hervorragende Beamte, erfolgreiche Geschäftsleute in verhältnismäßig jungen Jahren plötzlich zusammenbrechen und aus dem Leben scheiden. Von anderen wieder erfahren wir, daß sie nach Jahren emigen Schaffens von schleichenden Nerven befallen werden, die ihnen die Freude am Dasein rauben und sie vor der Zeit zu unnützem Leben — nach Schiller mit frühem Tode gleichbedeutend — verdammen. Diese Männer haben ihren Geistes- und Körperkräften zu viel zugetraut, und die mißhandelte Natur rächt sich schwer an ihnen. Halte daher an der natürlichen, wenn auch manchmal vielleicht etwas atmobisch düttenden Lebensregel fest, wonach der Tag zu nützlichem Thätigkeit, der Abend zur Erholung und die Nacht zur Ruhe da ist!

Ein Avis für Verbrecher.

In dem Vorraum einer Leichenhalle in Paris, die in letzter Zeit mehrfach von Dieben heimlich besucht worden ist, kann man jetzt einen Anschlag mit folgendem Inhalt lesen: „Die unterzeichnete Verwaltung benachrichtigt hierdurch Diebe und Einbrecher, daß in diesem Raume über Nacht weder Geld noch Wertgegenstände aufbewahrt werden. Es hat daher absolut keinen Zweck, daß man sich hierher begibt und unnützerweise Zeit vergeudet, die man an anderen Orten besser und gewinnbringender anwenden könnte. Gleichzeitig bittet die unterzeichnete Verwaltung die Diebe und Einbrecher, die gesammelte Diebeskorporation von dem Inhalte dieser unserer Bekanntmachung in Kenntnis zu setzen.“ Man wird wirklich sagen, daß Niemand zuvorformender gegen Diebe, und Niemand mehr bemüht sein kann, ihnen überflüssige „Arbeit“ zu erparieren.

Alles unionfi.

„Nun hör mal, wie die Frau Rath über ihren Mann schimpft!“
„Ja, ja! Erst hat er jahrelang die Rechte studirt und schließlich doch die Unrechte erwischt!“